
Eike Geisel
E.T. bei den Deutschen
oder *Nationalsozialismus mit menschlichem Antlitz*

Aus: Initiative Sozialistisches Forum (Hg.):
Schindlerdeutsche. Ein Kinotrauma vom Dritten Reich
© ça ira-Verlag 1994, S. 107 - 125

1. Vor einigen Jahren, als normale Leute noch von der deutschen Bevölkerung und nicht vom deutschen Volk redeten, sprach der Vorsitzende der Republikaner, Franz Schönhuber, gelegentlich noch in Rätseln: „Deutschland hat der Welt“, erklärte er damals, „viel mehr geschenkt, als Auschwitz je kaputt machen könnte.“ An welche Geschenke hatte er dabei gedacht? An die Rentenversicherung? An Margarine? An das Leitmotiv? An Tesafilm?

Ungefähr zur gleichen Zeit wurde damals ein ganz anderer Autor von demselben Gedanken umgetrieben, daß nämlich Auschwitz den Blick auf erinnerungswürdige Leistungen der Deutschen verstelle. „Es muß ... endlich ein Ende haben mit dem gekrümmten Gang“, forderte 1987 der Schriftsteller Peter Schneider und ließ uns nach diesem von Bloch zu Blech veredelten Satz wissen: „Die deutsche Geschichte ist länger als zwölf Jahre, sie hat Traditionen hervorgebracht, auf die wir stolz sein können; niemand ist auf die Dauer mit der deutschen Bußfertigkeit gedient und mit dem ewigen schlechten Gewissen.“ Doch auch Peter Schneider, schon damals freischaffender Einkaufsberater für die seelische Innenausstattung der Nation, blieb die präzise Auskunft schuldig, welche Traditionsgüter die Deutschen denn nun im Supermarkt ihrer Vergangenheit erwerben könnten. Selber ratlos inmitten des allgemeinen Wendebedürfnisses, dessen Sprachrohr er geworden war, fuhr er Anfang dieses Jahres nach Sarajevo und kam als wiedergeborener Wehrmachtslyriker zurück. Mitte Februar konnte man dann im *Spiegel* die erfolgreichen Bemühungen nachlesen, an die Tradition des literarischen Frontberichts anzuknüpfen. Er schrieb: „Der nächtliche Himmel über der lichterlosen Stadt wurde von Salven gedankenschnell fliegender roter Lichtkörper durchpflügt.“ Die Jünger-Generation nickte erinnerungsselig, die jüngere machte erstmals Bekanntschaft mit dem Krampf als innerem Erlebnis. Aber sollten nun alle Landsleute erst einmal nach Sarajevo fliegen, um dort ihre nationalen Identitätsprobleme zu lösen? Das wäre zu teuer, und außerdem war es schon einmal schiefgegangen.

2. Jetzt freilich ist der größte anzunehmende Glücksfall eingetreten; jetzt kann nichts mehr schiefgehen, denn seit Anfang März 1994 gibt es ein Heilmittel, das in gut drei Stunden den chronischen nationalen Haltungsschaden beseitigt. Der preiswerte volksorthopädische Artikel heißt „Schindlers Liste“ und ist ein Renner. Bereits Mitte März hatten, wie der *Spiegel* stolz vorrechnete, „317 482 Zuschauer die Rettung von 1100 Krakauer Juden gesehen“. Es wird jeden einzelnen Überlebenden freuen, daß ihm nun schon mindestens 337 aufrechte Deutsche nachträglich zur Seite stehen.

„Schindlers Liste“ ist die Auskunft auf die alle bedrängende Frage, wie denn der in Deutschland gerissene Traditionsfaden wieder zusammengeknüpft, wie das durch die Nazizeit dummerweise unterbrochene Ferngespräch mit der eigenen Vergangenheit wiederaufgenommen werden könne. Spielbergs Film über „Oskar den Menschlichen“ ist weniger eine Replik auf das israelische Verfahren gegen „Iwan den Schrecklichen“ als die Antwort, die Schönhuber, Schneider und andere hauptberuflich Deutsche bislang vergeblich gesucht haben. Spielberg hat den Deutschen einen guten Mann zurückgegeben, den die Deutschen der Welt geschenkt hatten. Denn ohne die tätige Mithilfe seiner Landsleute wäre Schindler nie nach Hollywood gelangt. Und insofern ist der „Oscar“ auch eine Auszeichnung für das Land, das die Vorlage geliefert hat.

Spielbergs Schindler ist der Jäger der verlorenen Ehre und eines in den geschichtlichen Untiefen verloren geglaubten Schatzes. Und dieses kostbare Fundstück heißt: Anständigkeit.

Zwar hatte sich schon längst die Ansicht durchgesetzt, daß man den Nationalsozialismus nicht einseitig verurteilen dürfe, sondern differenziert betrachten müsse. Es sei nicht alles schlecht gewesen damals, lautet eine der diesbezüglichen und schon älteren Auskünfte, man denke nur an den Bau der Autobahnen. Genau die Autobahnen, so andererseits ein jüngeres Gegenargument, seien jedoch ein Beweis dafür, daß bei den Nazis nicht alles gut gewesen sei. Derlei nennt man dann Ausgewogenheit. Aber die in unzähligen Fällen zutreffende Feststellung, daß einer ein guter Nazi gewesen war, bedeutete trotzdem immer noch, daß mit „guter Nazi“ das rührige Mitglied einer hochgradig kriminellen Vereinigung gemeint war. Seit Spielbergs Film freilich hat sich das umgangssprachliche Verdikt in ein Plädoyer verwandelt, und zwar in ein Plädoyer für eine bessere Vergangenheit. Sie trägt neuerdings den Titel, den der *Spiegel* ihr zur Premiere des Films verpaßt hat: „Der gute Deutsche“. Mit dieser *contradictio in adjecto* war die Ausnahmeerscheinung Schindler zum Typus stilisiert und für Deutschland reklamiert. Nach dem guten Opfer war endlich das Gegenstück zu Anne Frank gefunden – der gute Täter. Schindler avancierte gar, wie der *taz* in

einer Besprechung des Films zu entnehmen war, zum ersten Kerzenhalter einer Lichterkette, die im Ghetto ihren Ausgang genommen hat. In Erinnerung an ihr eigenes Poesiealbum, welches wahrscheinlich die Eintragung: „Und immer wenn Du denkst, es geht nicht mehr/Dann kommt von irgendwo ein Lichtlein her“ enthielt, schrieb die Filmkritikerin der Zeitung, Spielbergs Wunderlampe sei „das kleine Licht, das im Dunkeln leuchtet“. Manchmal flicht die Nachwelt doch etwas, nämlich einen Adventskranz.

Schindler war freilich nur Schindler, eine singuläre Erscheinung, eine Person, die im Wortsinn auf eigene Rechnung und auf eigenes Risiko gehandelt hat. Seine Landsleute hätten ihn denunziert, gehetzt und erschlagen. Auf den moralischen Gewinn seines Verhaltens hätte also niemand Anspruch als er ganz allein. Und wenn die dank seiner Hilfe Überlebenden ihn ehren, so ist das allein deren Sache. Die Deutschen haben, wie auch im Fall einzelner Widerstandskämpfer, nicht den geringsten Grund, ihn für die Nation einzukassieren. Denn als Typus hat es ihn nie gegeben. „Der gute Deutsche“ ist immer ein Phantom jener gewesen, deren politischer Bankrott unmittelbar aus dem Bestreben resultierte, so gänzlich diskreditierte Regungen wie Heimatgefühl und Nationalbewußtsein alternativ wiederzubeleben. Nun aber geht in allen Medien ein Gespenst um, das Gespenst eines „anderen Deutschland“, der gute Geist eines Reiches der dritten Art.

3. Die Revisionisten hatten es schon immer gesagt, wenn auch etwas plump: die deutsche Geschichte war nicht so. Spielbergs Film ist der Anlaß, daß nun auch andere, die ihre Lust an der allseitigen Verbesserung der Vergangenheit immer zügeln mußten, jegliche Hemmung abstreifen können. Notfalls können sie sich später darauf hinausreden, sie seien wieder einmal von Amerika überwältigt worden: „Ein Film packt die Deutschen“ - die *Woche* auf der Frontseite. Und die Chefredaktion dieses Blattes, das nach Jahresfrist immer noch wie der Billigprospekt des OBI-Baumarktes aussieht, packte selbst mit an: „Spielbergs Film... (wird) die Nation erschüttern, aufwühlen und – gerade im Wahljahr – auch politisch bewegen... ‚Schindlers Liste‘ ist mehr als ein Film, er ist ein nationales Ereignis.“

Der Massenmord an den Juden war ja bekanntermaßen das Ergebnis verschiedener packender nationaler Ereignisse der Deutschen gewesen. Daß neuerdings die Ursachen der Katastrophe als therapeutisches Mittel gegen sie helfen sollen, ist freilich nicht so neu. Vor etwa einem halben Jahr hatte der Fraktionsvorsitzende der CDU in einem Interview mit der „taz“ über die Wiederverwendbarkeit des Nationalen nach Hitler nachgedacht. Seinen Worten zufolge war Auschwitz nicht das Massengrab des Nationalismus, sondern eher die Wiege nationaler Identität gewesen: „Wie – ohne das Nationale – sollen wir denn noch Verantwortung für Hitler und seine Schergen tragen?“ referierte Schäuble eine jahrzehntealte rhetorische Frage, die schon die Gründerväter der Bundesrepublik so gestellt hatten, allen voran der Sozialdemokrat Kurt Schumacher. Auch damals gab es einen bekannten Schriftsteller, der sich wie sein jüngerer Namensvetter heftig um Deutschland sorgte, freilich ohne dabei regelmäßig einen Strauß von Stilblüten zu überreichen. Reinhold Schneider schlug vor rund fünfzig Jahren vor, die Deutschen sollten sich als nationales Patientenkollektiv konstituieren; jeder solle jedem versichern, wie schuldig er sich fühle, denn nur so entstände wieder echte Gemeinschaft.

Daß diese in Wahrheit gar nicht zuende gegangen war, notierte Anfang der sechziger Jahre Max Horkheimer in einem Rückblick unter dem Stichwort „Wir Nazis“. Dort heißt es: „Immer wieder formulieren: das Schuldbekenntnis der Deutschen nach der Niederlage des Nationalsozialismus war ein fameses Verfahren, das völkische Gemeinschaftsempfinden in die Nachkriegsperiode hinüberzuretten. Das Wir zu bewahren war die Hauptsache ... Das Wir ist die Brücke, das Schlechte, das den Nazismus möglich machte.“ Wie man unschwer sehen kann, war dieses famese Verfahren ein überaus erfolgreicher Langzeitversuch.

Die *Wochenpost*, das ostdeutsche Pendant zur *Woche*, machte als Lebenshilfeblatt für geistige Obdachlosigkeit jenseits der Elbe ihre Leser mit den gewünschten Ergebnissen des nationalen Ereignisses schon vertraut, noch ehe dieses verübt worden war. Im Konjunktiv vermeldete die Zeitung, was sie selbst bereits ratifiziert hatte, daß nämlich der Held des Films „eine Zäsur in der Aufarbeitung‘ des Holocaust markieren könnte“. Und weil die Ost- nicht nur mit den Westdeutschen, sondern auch mit der Geschichte wieder zusammenwachsen sollen, bot die Zeitung historische Ehrenrettung und aktuellen Trost zugleich an. „Er trägt das Parteiabzeichen, weil es ihm opportun erscheint, aber er ist kein Opportunist“, hieß es über Oskar Schindler in einer Vorausbesprechung des Films, deren Autor Karl Valentin gewesen sein könnte: ein Mitläufer ist kein Mitläufer unter Mitläufern.

4. „Schindlers Liste“ ist Spielbergs List. Mit einem konventionellen Abenteuerfilm, dem Duell eines fiesen Charakters und eines smarten Helden, schafft er es, daß die gesamte bundesdeutsche Presse wieder einmal total betroffen auf der Couch liegt und sich der Katharsis unterwirft. „Der Bann, der bis heute über der Darstellung dieser Hölle lag, wird endgültig gebrochen sein“, dankte der Kritiker der *Zeit* dem Analytiker in Hollywood. Vor fünfzehn Jahren flossen Tränen der Rührung anläßlich der TV-Serie „Holocaust“, und *der Spiegel* schrieb über die Massengemütsbewegung in der Bundesrepublik: „Eine Nation ist betroffen“; jetzt fließen wieder Tränen, aber diesmal

auch solche des Stolzes. Damals verloren die Deutschen zwar die *contenance*, aber endlich gab es wieder eine Geschichte, deren Höhepunkt entschlossen gegen den Vorwurf verteidigt wurde, man habe den Massenmord bloß bei den Bolschewisten abgekupfert. Jetzt sind sie nicht nur wie Gläubige nach der Beichte erleichtert und froh darüber, daß ihre Untaten weder auf Erden noch im Himmel vergolten werden, sondern jetzt wurde, was sie schon immer vermutet hatten, als erlösende Gewißheit bestätigt: Auschwitz war, man mußte es jahrzehntelang in seinem Innern unterdrücken, doch noch gut ausgegangen. Freilich nicht nur das. Nicht nur ein happy end gab es, sondern die Lager hatten außerdem noch einen nützlichen Aspekt, einen Vorteil, in dessen Genuß die Deutschen nicht gekommen sind. „Aus den Familien auf Schindlers Liste ist ein Volk von sechstausend Menschen geworden“, bilanzierte Andreas Kilb in der *Zeit* den bislang negierten demographischen Schub, den die Nazis bei den Juden auslösten, indem sie sie umbrachten. Die Deutschen hatten damals nicht das Privileg, im Lager zu sitzen, sondern sie mußten es leiten. Und nun sind sie, wie die gängige Klage lautet, ein aussterbendes Volk.

Das happy end kommt farbig daher. Der rosige Schimmer am Horizont der Massenvernichtung heißt Israel. Ghetto, Lager und Massenmord erscheinen damit als verschiedene Vorstufen der Errettung, als Fegefeuer vor der Erlösung. In dieser Teleologie, der Spielberg zur Genugtuung der Deutschen huldigt, sind die Nazis logischerweise der verlängerte Arm Gottes, der die Kinder Israels straft, bis sie geläutert sind und zur Belohnung einen eigenen Staat kriegen. Wenn die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ ihre kühnsten Träume verfilmen dürfte, sie sähen aus wie die Schlußpassage des Films: Eine Woge der Brüderlichkeit mit Kreuz, Kipa und Kieselstein. Und das Ganze unterlegt von einer Musik, die auch in Deutschland ein folkloristischer Ohrwurm geworden, aber von keinem der Kritiker als geschmacklos empfunden worden ist. Erst in Israel wurden Proteste gegen den Soundtrack laut, dessen Schlußmusik aus einem ganz anderen Zusammenhang vertraut ist: Der Song „Goldenes Jerusalem“ war nach 1967 sozusagen zur Hymne des 6-Tage-Krieges geworden. (Spielberg hat inzwischen die Musik ausgetauscht.)

5. Wie auf keiner Fete heute jüdische Witze, oder was man dafür hält, fehlen dürfen, so kommt heute kein Feuilleton ohne jüdische Weisheiten aus. „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“ war die meistgezeichnete Anleihe bei der jüdischen Tradition während der achtziger Jahre, als sich herausstellte, daß die heimatkundliche Erinnerung an den Alltag im Nationalsozialismus ziemlich erlösend wirkte. Ähnlich verhält es sich mit dem talmudischen Spruch: „Wer nur ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt“, einem Satz, der in kaum einem Artikel über „Schindlers Liste“ fehlt. Damit wird freilich nicht das Vierte Reich der Moral und der Vorsatz proklamiert, daß an einem einzigen deutschen Wesen die Welt genesen soll. Vielmehr ist dieser pathetische Satz nur der bescheidene Hinweis, daß Schindler nicht die ganze Welt, sondern die Reputation Deutschlands gerettet habe. In derselben Woche, in der Spielbergs Film in die Kinos kam und vom Bundespräsidenten gelobt wurde, pries der deutsche Bundestag einen anderen ausländischen Künstler, der sich anschickte, sich um ein positives Bild der Bundesrepublik verdient zu machen. Noch ehe Christo damit begonnen hatte, den Reichstag einzuwickeln, herrschte nationales Einvernehmen zwischen den Gegnern und den Befürwortern dieser Schnapsidee: beiden ging es vor allem um das internationale Ansehen Deutschlands. Andere Bilder als brennende Asylbewerberheime und abgepackelte Ausländer sollten um die Welt gehen, das Deutschland der Gegenwart bestehe nicht nur aus Haß, sondern auch aus dem Humor derer, die ihn angestiftet haben.

Das Deutschland der Vergangenheit andererseits, so lautet die tröstliche Botschaft, die in Spielbergs Film hinein- und aus ihm herausgelesen wird, besteht nicht nur aus Parteigenossen, Mitläufern, Wehrmachtsangehörigen und Massenmördern, sondern auch aus den bislang wahlweise von den Amerikanern oder vom Jüdischen Weltkongreß in Schutzhaft gehaltenen „anständigen Deutschen“. Doch jetzt ist Oskar Schindler, der Retter von gestern, aus diesem Gefängnis befreit; er wird zum Willy Birgel der Traditionspflege und – rettet für Deutschland.

6. Überhaupt sind nun die Retter en vogue. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit waren in den Wochen vor der Premiere des Spielberg-Films einzelne Deutsche, unter ihnen ein Wehrmachtsoffizier, mit dem Titel eines „Gerechten der Völker“ in Israel geehrt worden. In der heiligen Stadt Jerusalem, wo man bekanntlich mit dem Allerhöchsten zum Ortstarif in Verbindung treten kann, gibt es dafür ein Büro mit der Bezeichnung „Abteilung für die Gerechten unter den Völkern“, eine Einrichtung mit Direktor, Sekretärin und Faxanschluß. Seit freilich „Schindlers Liste“ in der Bundesrepublik angelaufen ist, vergeht fast kein Tag, an dem sich nicht in talk-shows oder in Leserbriefen ein Judenretter outet. Wie weiland Walter Jens während des Golfkriegs nichts Gutes tun, nämlich zwei amerikanische Deserteure beherbergen konnte, ohne es gleich der Öffentlichkeit mitzuteilen, so posaunen nun Leute mit überaus schäbigen Motiven ihre oder ihrer Eltern gute Tat hinaus, als wären sie stolz darauf, auf etwas verzichtet, nämlich keine Juden umgebracht zu haben. Eine Fernsehschauspielerin, die neckisch von „Adolf“ sprach, als gehörte Hitler zu ihrer Familie, brüstete sich damit, daß ihre Eltern einmal zwei Juden versteckt hätten und ergänzte diese gute Tat durch die immer noch nicht strafrechtlich ahndbare Auskunft: ihre beste Freundin in der Kindheit sei ein polnisch-jüdisches Kind gewesen. Vor Jahren waren derlei persönliche Bekenntnisse im

Fernsehen nicht zu hören. So unverfroren der Drang zur öffentlichen Mitteilung jetzt ist, so dubios allerdings werden auch die Motive der früheren Zurückhaltung gewesen sein. Gerade in Berlin wird hartnäckig ein geschichtliches Image der Stadt gepflegt, demzufolge die Berliner Bevölkerung sich in der Nazizeit oft schützend vor ihre jüdischen Nachbarn gestellt haben soll. Nirgendwo, so blickt man in der Hauptstadt gerne auf deren Geschichte zurück, wurden so viele Juden versteckt wie hier. Wie man allerdings weiß, ist diese heftige Nächstenliebe deren Empfängern zu meist schlecht bekommen. Denn die Berliner hatten ihre Juden so gut verborgen, daß sie sie nach Kriegsende kaum wiederfinden konnten.

Wenn nicht nur Schindler, wie etwa Henryk Broder in der *Woche* hochrechnete, „Tausende (!) von Juden gerettet hat“, sondern Tausende von Deutschen demnächst nach vorne treten und ihre Rettungstat bekennen, dann werden nicht nur eingefleischte Nazis verstärkt „Auschwitzlüge“ brüllen, sondern die besinnliche Mehrheit wird zum Taschenrechner greifen, damit endlich die Wahrheit ans Licht komme. Wenn jeder dieser Retter dann einen Baum in Israel pflanzen wird, dann ist der Negev bald grün. Dann heißt es dank Hitler: Die Wüste lebt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Betrachtung des Widerstands gegen die Nazis, einem anderen unangenehmen Kapitel der jüngeren Geschichte. Zur Ehrenrettung eines „anderen Deutschland“ wurde der Begriff des Widerstandes derart inflationär noch der unbedeutendsten privaten Geste übergestülpt, daß man sich nachgerade fragen muß, warum nicht die Nazis im Gefängnis, sondern die Antifaschisten im Lager saßen. Das Ergänzungsprogramm zu „Schindlers Liste“ wird man im Sommer besichtigen können, wenn der fünfzigste Jahrestag des dilettantischen Versuchs gefeiert wird, mit dem einige in der Zerstörung eines ganzen Kontinents erfahrene Wehrmachtsoffiziere den Anführer ihrer Bande beseitigen wollten.

Von Leo Baeck, dem überlebenden Repräsentanten der vertriebenen oder ermordeten deutschen Judenheit, kam nach dem Krieg die Anregung aus London, man solle neben den Schuldigen auch die Unschuldigen erwähnen. Und Max Horkheimer, der 1951 aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt war, machte damals den Vorschlag, all jene Fälle zu sammeln, in denen Menschen sich der Mittäter- oder Komplizenschaft verweigert hatten. Diese Studie, die nicht das Gewissen beruhigen, sondern in jenen Jahren den Blick auf den erneuten Konformitätsdruck der Volksgemeinschaft schärfen sollte, kam nie zustande. Vierzig Jahre später scheint man jenes Vorhaben nun als versöhnlichen Rückblick nachholen zu wollen.

7. Vor einem Jahr gab es eine kuriose Doppelausstellung in Bremen. Unter einem Dach wurde die Geschichte des Untergangs zweier Gruppen von Lebewesen präsentiert. Wer das Ende der Dinosaurier besichtigt hatte, konnte sich anschließend der Auslöschung einer anderen Spezies zuwenden, dem Schicksal der deutschen Juden. Was in Bremen nicht gelingen wollte, das schaffte Hollywood binnen eines Jahres. Die Dinosaurier sind wieder putzmunter, und auch die Juden sind wiederbelebt.

Warum „Schindlers Liste“ in Amerika und nicht in Deutschland produziert worden sei, fragen unisono alle Rezensenten und fügen leicht vorwurfsvoll hinzu, daß Hollywood damit zum zweiten Mal die deutsche Vergangenheit bewältige. Doch angesichts der frohen Botschaft dieses Films verzeiht das deutsche Feuilleton auch eine unerwähnt gebliebene dritte Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Deutschen: die Eröffnung der Holocaust-Museen in den USA. Vor einem Jahr noch konnte man lesen, daß es sich bei diesen Museen um antideutsche Einrichtungen handle, in welchen die Geschichte auf Walt-Disney-Niveau herabgewürdigt werde. Daß nun E.T. in der Gestalt von Schindler zu den Deutschen kommt und daß ein jüdischer Regisseur zum Propheten eines neuen Schutzheiligen der deutschen Vergangenheit wird, das darf man getrost als Wiedergutmachung für die Landung der Alliierten, für die Besatzung und die Nürnberger Prozesse verstehen.

Nur der Berliner *Tagesspiegel* war momentan etwas begriffsstutzig und fand es degoutant, daß Spielberg mit dem Schicksal der Juden vielleicht Geld verdienen könnte. Spielberg ermangelte in den Augen dieser Zeitung jener idealistischen Begeisterung, mit der die Deutschen seinerzeit die Juden umsonst umgebracht hatten. Dieser Mangel an selbstloser Gemeinheit wurde dann durch eine Auskunft des Spiegel wettgemacht: Spielberg wolle alle Gewinne aus dem Film für karitative Zwecke spenden.

Keiner der zahlreichen Kritiker, die Spielbergs Melodram als „epochales Meisterwerk“ anpreisen, kann schlüssig begründen, was denn eigentlich „Schindlers Liste“ als Film so einzigartig macht. Denn als Film interessiert sie dieses mit anderer Besetzung perfekt inszenierte Remake von „Jurassic Park“ überhaupt nicht. Alle sind nur wie wild hinter der Botschaft her. „Doch wer erinnert sich heute noch ... an ‚Holocaust‘?“ fragte Andreas Kilb in der Zeit. Er hielt seine Ressentiments an der kurzen Leine, verlor nur wenige Worte über den „allgemeinen Fernsehbrei“, den „Haufen Schutt“ aus Amerika, und kam rasch zu einem Urteil, das nicht einmal auf den ersten Blick ein ästhetisches mehr war: „Mit ‚Schindlers Liste‘ sind wir von ‚Holocaust‘ erlöst“, betete er in die Schreibmaschine. Die Anführungszeichen, in denen die Fernsehserie noch stand, waren bloß das Zwinkern zum Leser hinüber, der schon richtig verstehen konnte.

Und einmal erlöst, besang er den Nationalsozialismus mit menschlichem Antlitz so über-

schwenglich, daß man sich die sofortige Rückkehr amerikanischer Besatzungstruppen wünscht. Daß die Deutschen nicht wie gewollt mit der „Endlösung“ fertig wurden, erklärte Kilb in der *Zeit*, „lag nicht an der SS, nicht an der Reichsbahn und kaum am Kriegsverlauf. Es lag an Leuten wie Oskar Schindler“. Vielleicht sollte er diesen netten Gedanken gelegentlich den Überlebenden eines Konzentrationslagers oder den farbigen Veteranen aus Pattons Panzerbrigade vortragen, die Dachau befreit haben.

Wenn E.T. oder Schindler viel können, dann kann der Erlöser alles. Jesus war auf der Höhe seiner Kunst, als er Wasser in Wein verwandelte. Spielberg läßt den christlichen Messias weit hinter sich. Er erlöst die Deutschen von einem besonderen Übel, vom üblen Geruch ihrer Geschichte: Er verwandelt Zyklon B in Wasser, das aus den Duschköpfen an der Decke herabfließt. „Mit diesen Bildern“, so las man in der *Zeit*, hat Spielberg den Kampf um die Erinnerung gewonnen.“ Diese Erfolgsmeldung besagt nichts anderes, als daß sich hinter der Netzhaut der deutschen Betrachter der Spiel- in einen Dokumentarfilm verwandelt hat.

Es ist die erzählte Geschichte, die alle fasziniert. Und allein aus deren Sinn und Gang werden Urteile abgeleitet, die im schlimmsten Fall darin gipfeln, daß die Massenvernichtung Stoff für eine runde story abgebe, oder wie es die *FAZ* in einem Leitartikel formuliert: das große Erzählkino sei rehabilitiert, Spielberg „setzt die individuelle Geschichte wieder ins Recht, die das Leben der Menschen ausmacht“. Um Wahrheit oder um ein ebenso geringfügiges Gut wie Gerechtigkeit geht es dabei nicht. Ein Besucher der Premiere in Tel Aviv, ein Überlebender dank Schindler, ging nach der Aufführung auf den Regisseur zu und erklärte ihm, in seinem Lager wäre er recht gern gewesen.

Spielbergs Film ist ein Film über die Rettung, also ein Film über die absolute Ausnahme, ein Film über das Unwahrscheinliche und über das hilfreiche Handeln eines Einzelnen, der unter den obwaltenden Umständen wie ein Außerirdischer erscheinen mußte. Noch in der unsäglichen Verkitschung, mit der die Filmzeitschrift *Cinema* aus Schindler einen Vorgänger von Albert Schweizer oder Mutter Theresa machte und vom „deutschen Engel in der arischen Hölle“ schrieb, steckt ein Körnchen Wahrheit insofern, als Menschen wie Schindler offenbar von einem anderen Stern auf diesen Planeten gekommen sein mußten.

8. Nichts ist weiter von der Wahrheit der Massenvernichtung entfernt als die von allen Medien kolportierte Behauptung, Spielbergs Film über einen sadistischen Lagerkommandanten und sein schlitzohriges Gegenüber schildere den Normalzustand des nazistischen Mordterrors. Mit Schnaps, Geld und Juwelen sei man an die eigentlich verwundbare Stelle der Nazis herangekommen. Die Russen haben sich Gott sei Dank lieber auf ihre Stalinorgeln verlassen. „Der Film zeigt“, hieß es im *ZDF*, „daß die Vernichtungsmaschinerie der Nazis korrumpierbar war.“ Und Hellmuth Karasek erzählte dem Regisseur des Films in einem Spiegel-Gespräch, wie wenig er selbst je vom Nationalsozialismus begriffen hatte. Die Nazis seien nicht nur „funktionierende Fachkräfte“, sondern auch „durch und durch korrupt“ gewesen, erklärte er Spielberg. Nun ist der Vorwurf der Korruption ja heute ungefähr das schlimmste Vergehen, dessen man einen Politiker in Deutschland bezichtigen kann. Er mag Rassist sein, seine Kinder verprügeln oder vielleicht auch jemanden erschießen, Bestechlichkeit ist heute der Gipfel der Amoralität. Vor dem Hintergrund dieser Rangfolge nimmt sich die Feststellung, die Nazis seien durch und durch korrupt gewesen, aus, als sei Geldannahme die kriminelle Handlung gewesen, für die dann der Begriff „Verbrechen gegen die Menschheit“ geprägt wurde. Nur leider verhält sich die Sache in Wahrheit ganz anders. Denn die Deutschen lassen sich alles mögliche nachsagen, nur nicht Bestechlichkeit. Man kann ihnen vorwerfen, sie hätten zwei Weltkriege entfesselt, sechs Millionen Juden und 20 Millionen Sowjetbürger umgebracht, man kann ihnen vorhalten, sie hätten Europa in Schutt und Asche gelegt – und sie werden tief betroffen das Haupt senken. Aber wehe, man beschuldigt sie der Korruption. Dann werfen sie sich in die Brust und entgegenn mit in diesem Fall berechtigter Empörung: dies doch nicht. Korruption ist also der allerletzte Vorwurf gegen die Nazis – und außerdem ist er falsch. Gerade das nicht Korruptierbare an ihnen machte sie so unausdenklich schlimm, denn „abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche“, wie es in jener berüchtigten Himmler-Rede hieß, waren sie anständige Verwaltungsmassenmörder geblieben. Darauf legten die Nazis großen Wert. In Holland etwa, dessen jüdische Bewohner in der Regel besser gestellt waren als ihre ärmlichen Verwandten in Osteuropa, endete der Versuch, sich freizukaufen damit, daß sich die Nazis Diamanten, Gold und Devisen in Millionenhöhe eigneten und danach die rund einhunderttausend holländischen Juden ordnungsgemäß umbrachten.

Solche vorsätzlichen Mißverständnisse führen natürlich auch zu der so irrigen wie beruhigenden Auffassung, bei der SS und ihren Vernichtungsexperten habe es sich um einen Haufen übler und sadistischer Gestalten gehandelt. Der Lagerkommandant, der böse Gegenspieler Schindlers sei sozusagen die Verkörperung dieses sadistischen Typs. Man liebt den Teufel nicht nur in der Kirche, sondern auch in Redaktionen. Und deshalb wurde Schindler von der *Zeit* zum „Saboteur des Teufels ernannt“. Umgekehrt hingegen soll Schindler, wie es in der *FAZ* hieß, ein Mann mit Schwächen gewesen sein, „wie Du und ich“, soll heißen, wie Schirmmacher, der sich damit schon jetzt einige Optionen offenhielt, beispielsweise die Schwäche, NSDAP-Mitglied zu werden.

An dieser Sichtweise ist nichts wahr. Sie verdrängt bloß den unerfreulichen Gedanken, daß es sich bei diesen Leuten in aller Regel um korrekte Beamte oder Angestellte, um normale Familienväter mit Job und Hobby gehandelt hat. Für sie stellte sich die Frage gar nicht, ob sie morden oder nicht. Selbst wenn sie die Ausrottung der Juden nicht bejahten, so waren sie doch immer und uneingeschränkt bereit, sie dennoch durchzuführen. Plünderungen, Diebstähle und tätliche Übergriffe von SS-Angehörigen störten den reibungslosen Ablauf des Massenmordes und wurden in der Regel streng geahndet. Doch ahnungslos, als hätte seine eigene Zeitung in ihren besseren Tagen nicht ausführlich über NS-Prozesse berichtet, als habe es nicht zahlreiche Serien über die bürokratische Organisation der Judenvernichtung im Spiegel gegeben, wollte Hellmuth Karasek die Nazis einer logischen Unstimmigkeit überführen. In dem Gespräch mit Spielberg sagte er über den Lagerkommandanten: „Abstruserweise wollten ihm ja die Nazis wegen seiner mörderischen Übergriffe den Prozeß machen.“

Ohne einen Sadisten freilich wäre Spielbergs Film langweilig geworden. Ein Sadist hat, wie verdreht auch immer, noch menschliche Regungen. Spielberg hätte das Drehbuch mit Sicherheit abgelehnt, wäre Rudolf Höss oder Adolf Eichmann der Gegenspieler Schindlers gewesen. Insofern mußte Spielberg als Dramaturg die Fehlbesetzung der Nazis für eine Idealbesetzung halten.

Nicht abstruserweise, sondern der perversen Logik seiner Berufsethik folgend, gab Eichmann bei seinem Verhör in Jerusalem Antwort auf die Frage, ob er sich an etwas erinnere, das ihm nun leid täte: Ja, daß er einmal in Wien die Fassung verloren und den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde geohrfeigt habe. Ansonsten war er anständig geblieben. Anständigkeit indes ist, wenn man durchliest, was das deutsche Feuilleton zu „Schindlers Liste“ zu sagen hat, die Tugend, die Schindler am häufigsten attestiert wird. Leiden alle Redakteure an der Alzheimerschen

Krankheit? Sie müssen ja nicht beim Sozialdemokraten Kurt Schumacher nachlesen, der es für „ein großes Wunder hielt, daß nach zwölf Jahren Diktatur noch so viele Menschen anständig geblieben sind“. Es reichte, wenn sie sich ein gutes Jahrzehnt zurückerinnern, als der jetzige Bundeskanzler in seiner Regierungserklärung versprochen hatte, für eine „menschlich anständige Rückführung“ der Ausländer zu sorgen. Er hat sein Versprechen gehalten. In *Zitty*, einer Berliner Programmzeitschrift, wurde Schindler gleich fünfmal auf dreißig Zeilen in den Anstand erhoben. Der Dauerrede von der Anständigkeit freilich kann man nur in Anlehnung an ein vergessenes Wort von Horkheimer entgegenen: Wer von Himmler nicht reden will, sollte auch von der Anständigkeit schweigen.

9. Die Beschwörung dieser Tugend resultierte in der Regel in einem abgedroschenen pädagogischen Gedanken: Schindler sei ein Vorbild gewesen. Als solches kann er nun in die Fußstapfen von Albert Schweitzer treten, der Leitfigur der geschichtslosen 50er Jahre. Der Arzt von Lambarene konnte nur im fernen Afrika helfen, Schindler jedoch heilt hier. Zwar räumte Erich Böhme in seiner SAT 1 - Talkshow ein: „Auch Schindler hat mit den Nazis heulen müssen“, und dieses „auch“ durfte man sich auf der Zunge zergehen lassen, aber übereinstimmend stellten die Kritiker fest: an Schindler hätten sich andere ein Beispiel nehmen sollen. Dann wäre die Geschichte noch besser ausgegangen. Nur hat dieser pädagogische Eifer einen logischen Haken. Die Nachahmung Schindlers hätte dann dem Original vorausgehen müssen. In der *Woche* wischte Henryk Broder solche Einwände beiseite und pries die Haltung des „Nein, bis hierher und nicht weiter“ als den guten Kern in Schindlers Schale. Bis vor die Lagertore von Auschwitz, bis hierher? Die Abschaffung der Demokratie reichte nicht? Nicht die „wilden KZ's“, wo es ja unanständig zuzuging? Nicht die Nürnberger Gesetze? Nicht die „Kristallnacht“? Wenn also das nächste Mal fast keiner mehr übrig ist, der gerettet werden kann, sagen alle: Bis hier und nicht weiter. Dann gibt es nur noch anständige Deutsche.

So groß der Spielraum ist, den er den Deutschen zugesteht, sich als Menschen zu erweisen, so groß ist auch die Nachsicht, die Broder gegenüber sich selber walten läßt. Seit er „Erbarmen mit den Deutschen“ geschrieben hat, weiß man, daß es sich dabei um die höchst nichtironische Bitte handelt, Erbarmen mit ihm, dem Autor zu haben, der jahrelang im Geruch stand, alles Deutsche zu verunglimpfen. Vor einem guten Jahrzehnt hatte er sich den Haß des friedensbewegten Patriotismus zugezogen. Damals hatte er Hohn und Spott ausgegossen über die Ausbürgerungsversuche, mit denen die Nazis ins Exil gejagt werden sollten. Wie erinnerlich waren die Nazis an allen möglichen Orten der Welt, hauptsächlich aber in Gestalt der israelischen Armee vor den Toren Beiruts. Damit man sich seiner erbarme, entschuldigt er sich für jeden vernünftigen Satz, den er je in die Maschine getippt hatte, und schreibt stattdessen an der Fortsetzung jener unendlichen Geschichte mit dem Titel: Die Nazis sind immer die anderen. In der *Woche* formulierte er die Lehre, die aus dem Film zu ziehen sei: „Es ist kaum möglich, einen Mann zu ehren, der Tausende von Juden gerettet hat, und zugleich die Meinung zu vertreten, zum Schutz der Muslime in Bosnien könnte nichts unternommen werden.“ Früher kannte Broder den Unterschied zwischen Völkermord und den durchaus widerwärtigen, aber normalen Betriebskosten der vorgeblich zivilisierten Gesellschaft noch. Jetzt sitzen Hitler und seine Spießgesellen für ihn in Belgrad und das von ihnen betriebene Massenvernichtungslager liegt in Sarajevo und heißt eigentlich Sobibor. Und

deshalb ist es „einem Menschen, der in Sarajevo massakriert wurde ... völlig gleich, ob er im Rahmen eines ‚industriell organisierten Massenmordes‘ (Anführungsstriche nicht von mir, darauf lege ich Wert!- EG) umkam oder in einem eher konventionellen Gemetzel vom Leben zum Tode befördert wurde“. So ähnlich sagte es neulich auch der Funktionär eines ökologischen Radfahrerverbandes, der vom „Holocaust auf der Straße“ sprach. Denn einem Verkehrsteilnehmer ist es ja letztlich völlig gleich, ob er beim konventionellen Gemetzel während des Berufsverkehrs oder auf industriell organisierte Weise ums Leben kommt. Ob seine einstigen Feinde ihm diese Verschiebung Beirut auf den Balkan wirklich anrechnen, steht dahin. Vielleicht wenn er nächstens erläutert, der Zwangsumtausch in der EX-DDR sei die wirkliche Arisierung gewesen. Man muß nur die nächste Ausgabe der *Woche* abwarten.

Diese Zeitung verspürte vor einiger Zeit den brennenden Wunsch nach einer neuen Führungsgestalt. Um sich das gute Gewissen zu diesem Verlangen zu machen, schlug sie Ignatz Bubis als Nachfolger im Bundespräsidentenamt vor. Die Kampagne war ein Flop. Bubis roch den Braten und lehnte ab. Schindler, wäre er noch am Leben, wäre heute der ideale Ersatzkandidat. Von keinem der drei Bewerber ließe sich im Ernst sagen, was die deutschen Gazetten Schindler anerkennend bescheinigen: Reich ein „Hallodri“?, Herzog ein „Weiberheld“? Und Rau ein „Harsardeur“? Nichtjüdisch wäre er auch, was angesichts der neuesten Umfragen vorteilhaft ist. Fast ein Drittel der Bevölkerung lehnt einen jüdischen Präsidentschaftskandidaten ab. Schindler hat Juden gerettet, das könnte ein Nachteil sein. Aber jetzt hat man ihm dieses Vergehen verziehen. Die gute Tat unterschiede ihn von seinen Vorgängern. Aber er könnte auf eine Reihe von Gemeinsamkeiten verweisen, und dann wären wir wieder bei der Anständigkeit von Parteimitgliedern und Wehrmachtsoffizieren angelangt.